Where do you stand?*)

Eine Buchbesprechung.

[illegible] noch die Segnungen des Friedens über ihre Kinder ausschüttete, als das Leben noch seinen gleichmäßig ruhigen Gang hatte und große, brennende, lebensentscheidende Fragen noch nicht die Gemüter verwirrten, sie noch nicht in Gewissensqual und seelischen Zwiespalt warf, als der Weltkrieg noch nicht das ganze Denken und Fühlen der Menschen herzzerreißend aufwühlte, da war auch für den Deutsch-Amerikaner das Dasein glatt und ungetrübt wie die Fläche eines Bergsees an einem sonnigen Tag. Zwei Länder gab es, denen sein bestes Denken und Wünschen geweiht war: das alte Vaterland, wo seine Wiege gestanden und die ersten Worte von Mutters Lippen einst den jungen Erdenbürger beglückt hatten, wo die ersten tiefen Eindrücke des Lebens ihn geformt — und das neue Vaterland — Amerika — das ihn gastlich aufgenommen, seine Arbeit [illegible], ihm ein Fortkommen, eine Existenz gewährt und ihn die Segnungen der Freiheit gelehrt hatte.

Dann aber wie eine gewaltige Erderschütterung brach der Weltkrieg über die Menschheit herein, freilich anfangs für uns nur wie eine ferne, schwarze Wolkenbank, die drohend über den Horizont stieg, aber doch noch die Gefahr nicht in sich zu bergen schien, daß sie ihre Tausende von Meilen entfernt, je ihr Unheil entladen würde. Wohl wurde auch der Deutsch-Amerikaner durch die Wucht der Ereignisse aus seinem beschaulichen Dasein aufgerührt, seinem Empfinden durch den Widerhall, den der Krieg hier fand, manche schmerzhafte Ueberraschung, ja auch tiefere Wunden geschlagen, doch lange Zeit hegte er fest die Zuversicht, daß die ungeheure Katastrophe nie den weiten Weg über den Ozean finden würde.

Doch die Ereignisse schritten rasch und verhängnisvoll, immer weitere Kreise zog der Krieg, größer und schwärzer wurde die Wolkenbank, immer näher rückte die Gefahr. Das, was niemand in früheren friedlichen Zeiten je für möglich gehalten, war nun eine Drohung geworden, die beständig wuchs. Wie ein gewaltiger Oktopus streckte der Weltkrieg seine Arme allmählig über die ganze Erde aus, immer neue Völker wurden in seine Wirbel gerissen.

Und eines Tages war das Schreckgespenst zur Wirklichkeit geworden — das verhängnisvolle Wort war ausgesprochen, Amerika war in den Strudel des Krieges gerissen. Nun war erschreckende Wirklichkeit geworden, was mit einem Schlage allen Dingen der Welt auch für uns ein ganz anderes Gesicht verleihen mußte.

Für den Deutsch-Amerikaner war dies eine Stunde, in der sein Geist, wie betäubt, die ganze Tragweite der verhängnisvollen Wendung der Dinge nicht zu ermessen vermochte. War er bisher mit allen Sinnen auf Seiten des alten Vaterlands gewesen, so mußte diese Stellungnahme jedem geborenen Amerikaner natürlich und begreiflich sein, auch wenn er selbst seit geraumer Zeit mit gleicher Heftigkeit zur anderen Seite neigte.

Nun aber war der Kriegszustand erklärt, der den Deutsch-Amerikaner in einen Zwiespalt der Gefühle warf, der ihn in der großen Welttragödie die Rolle eines tief Mitleidenden zuwies. Vielleicht wäre es das Beste, ihn sich selbst zu überlassen, ob er den rechten Weg findet, ihn nicht an das Licht der Oeffentlichkeit zu zerren. Seine Stellung ist beklagenswert genug. Einmal muß der Krieg doch ein Ende nehmen und die Zeit des Wiederaufbaus kommen, er gehört zu den Wertbeständen des Landes. Seine Loyalität dem Adoptivvaterlande gegenüber ist von den berufensten Führern des Volkes anerkannt worden. Seine Söhne sind zu den Fahnen geeilt und freiwillig hat er seine Ersparnisse dem Lande seiner Wahl für den Krieg dargebracht. Leider sind aber, wie die Kriege es stets mit sich bringen, die Volksleidenschaften aufgepeitscht und unversöhnliche Stimmungen haben die Herrschaft an sich gerissen.

In seinem Buch "Where do you stand?", mit dem Untertitel: „Ein Appell an Amerikaner deutschen Ursprungs", setzt der Verfasser, Hermann Hagedorn, sich mit dieser jetzt so tief einschneidenden Frage mit dem Deutsch-Amerikaner auseinander. Nach eigenem Geständnis ist er ein Deutscher, der schwere innere Kämpfe durchgefochten hat, bis er ganz und rückhaltlos auf Amerikas Seite in diesem Kampfe getreten ist. Mit den Worten: "Come let us reason together" fordert er seine Leser auf, seine Anschauungen vom großen Völkerkampfe und seine Deduktionen kennen zu lernen.

Im ersten Teil des Buches schildert der Verfasser die Stimmungen und Gefühle der Deutsch-Amerikaner im Anfangsstadium des Krieges, solange Amerika noch nicht das entscheidende Wort gesprochen. Seine Worte sind klar, oft von erfrischender Offenheit, und man muß anerkennen, daß seine Auffassung der Sachlage in diesem Lande für den überwiegenden Teil der Söhne Germaniens eine durchaus richtige Beobachtung verrät. Mancher Leser mag mit seinen Ansichten über die unendlich verwickelten internationalen Fragen rechten, oder über die Kriegshandlungen und Taten der feindlichen Mächte, der Verfasser bemerkt aber selbst und zu wiederholten Malen, daß viele dieser Fragen heute tot und begraben sind, sodaß es nutzlos wäre, sie aus ihren Gräbern wieder herauszuzerren.

Die große Frage seines Buchs bleibt für ihn: "Where do you stand?" Und der größere Teil seiner Ausführungen ist ihrer Beantwortung gewidmet. Er entwickelt eine scharfe Dialektik, um den Beweis zu erbringen, daß es heute der große Kampf zwischen Autokratie und Demokratie, zwischen der Herrschaft der Wenigen, die alle Macht an sich gerissen haben, und der Herrschaft des Volkes ist, der ausgefochten wird. Er fordert von den Deutsch-Amerikanern nicht einfach Loyalität gegen [illegible], er wünscht überzeugte und rückhaltlose Hingabe an die Ideale, für die Amerika in den Krieg eingetreten ist. Dabei ist der Ton, den der Verfasser anschlägt, der eines Mannes, der [illegible] die Dinge ins rechte Licht rücken, [illegible] will. Besonders wertvoll ist seine Darlegung deutscher parlamentarischer Verhältnisse, aber auch seine anderen Ausführungen zeichnen sich durch Klarheit und Eindringlichkeit aus.

Um einen Eindruck seiner Anschauungen und seiner Ansichten zu übermitteln, lassen wir einige Ausführungen folgen, die in Kapitel X zusammengefaßt sind:

„Das Schreiben dieser Zeilen ist einer der vielen Deutsch-Amerikanern, die die [illegible] glaubten, daß die Phrase, ‚die Welt für die Demokratie sicher zu halten', [illegible] eine Art glänzenden Goldstaubes die Augen der Menge zu blenden. Er dachte, die Vereinigten Staaten seien einzig wegen der Tauchbootfrage in den Krieg eingetreten und er konnte nicht ganz einsehen, warum, wenn es notwendig war, wegen dieser Frage im April 1917 in den Krieg zu gehen, es nicht noch viel dringend notwendiger gewesen war, zwei Jahre früher den Schritt zu tun, während die Schrecken des Versenkens der „Lusitania" noch ganz frisch in unseren Herzen nachwirkten. Dieselbe Einwendung hätte gegen die Phrase ‚die Welt für Demokratie sicher zu halten' als Basis für unseren zögernden Eintritt in den Krieg geltend gemacht werden können. Die Welt war für Demokratie weniger sicher im August und September 1914 als sie seitdem jemals gewesen ist.

Warum also sind wir zu jener Zeit nicht in den Kampf gestürzt?

Die Antwort ist, daß nur eine kleine Minderzahl von Amerikanern, die uns Anderen damals als die wildeste Sorte anti-deutscher Fanatiker erschien, in 1914 die Tatsache kannte, welche das amerikanische Volk jetzt erst zu erkennen anfängt und die Präsident Wilson in einem so lebensvollen und denkwürdigen Satze ausgedrückt, daß nämlich auf den Schlachtfeldern Europas heute eine hochwissenschaftliche und glänzend organisierte Form von Autokratie darum kämpft, die weit weniger wissenschaftlichen, weit weniger tüchtigen, weit weniger geschickt organisierten Demokratien der Welt zu beherrschen. Nur ganz wenige Amerikaner erkannten den wahren Charakter des Konflikts im ersten oder sogar im zweiten Jahr des Krieges. Der großen Majorität erschien er im Grunde als ein ökonomischer Kampf, ein Kampf um Handelsstraßen, um kommerzielle Herrschaft, ein Krieg, in welchem Frankreich, Belgien und Serbien, sogar Rußland und Oesterreich, die Dupirten und Werkzeuge Deutschlands und Englands, der beiden größten Handelsrivalen der Welt, seien.

Wir könnten diesen Glauben noch heute hegen, denn wir sind weit von Europa in mehr als einem Sinne entfernt und wir glauben nicht alles, was geschwätzige Reisende uns von diesen fremden Ländern erzählen, zum Glück für uns selbst. Es war nicht England oder englische Propaganda, es war nicht Belgien, es war nicht Frankreich, die uns nach vielen Erfindungen die „volle Wahrheit über den Krieg" sagten.

Es war Deutschland.

Ueberdies war es nicht durch irgend eine Propaganda, daß Deutschland es uns sagte, nicht durch silberzüngige Redner oder Leitartikelschreiber. Deutschland sagte uns die Wahrheit über den Krieg nicht durch das Medium der Worte, sondern durch alle seine zugegebenen und verteidigten Taten. Es sagte sie uns mit erschreckender Offenheit, als es die „Lusitania" versenkte, nicht durch die Tat (welche absolut erlaubt unter dem internationalen Gesetz und den Gesetzen vernünftiger Selbstverteidigung war), sondern durch das Versenken ohne Warnung und ohne Vorrichtung für die Rettung ihrer Passagiere zu treffen. Es sagte uns die Wahrheit beim Versenken der „Arabic", der „Ancona", der „Sussex", beim Sprengen von Brücken und Munitionsanlagen, in den Offenbarungen seiner diplomatischen Korrespondenz. Dadurch Beweisgründe unterbreitend, die keine „englische Propaganda" je halb so überzeugend hätte gestalten können, als Deutschland es durch die Verteidigung seiner eigenen Staatsmänner und Führer der öffentlichen Meinung tat, Deutschland hat uns in der Tat die Wahrheit über den Krieg gesagt.

Jene Wahrheit war, daß ein Volk, das sich als „das Zentrum von Gottes Weltplan" (Pastor W. Lehmann) betrachtete und sich von anderen Nationen gehaßt und verfolgt wähnte (nach den Worten eines anderen seiner geistigen Führer, Professor Sombart), nur wegen seiner „enormen geistigen Ueberlegenheit" als „die Vertreter Gottes auf Erden", ein System politischer Moral unter den herrschenden Klassen hatte einreihen lassen, das die Existenz irgend einer Nation, die nicht allezeit für die Verteidigung aufs höchste organisiert war, gefährdete, und die wegen ihrer volkstümlicheren und deshalb weniger zentralisierten Regierungsform, ohne Opferung ihrer Ideale nicht derartig organisiert sein konnte.

Es war Deutschland selbst, das uns sagte und ohne jede Frage uns den Beweis erbrachte, daß der große Krieg nicht allein ein Konflikt zwischen Handelsrivalen war, sondern ein Krieg zwischen Autokratie, wissenschaftlich, tüchtig, aber gewissenlos, auf einer Seite; und auf der anderen — Demokratie, ungeschickt, untüchtig und in Einzelheiten korrupt, in der Hauptsache aber fortschreitend und empfindsam gegen die Meinungen der Menschen.

Es war Deutschland selbst, das uns dies klar gemacht hat. Es war Deutschland, das seinen eigenen Gesichtspunkt rühmte (wie dachten, ein wenig zu laut), seinen eigenen Opfergeist, Selbstdisziplin, Selbstentäußerung; es war Deutschland, das über alle anderen Dinge den Krieg pries und die grandiose Idee des deutschen Staates als des selbsternannten Gesundheitsbeamten der Welt, prüfend, wer unter den Gesetzen der Biologie, von den Nationen geeignet sei, zu leben; es war Deutschland, das uns durch seine Handlungen zeigte, daß es seiner Philosophie nachlebte, das uns an unsere eigenen Ansichten von Leben und Regierung erinnerte und sie uns als Volk sehen und fühlen ließ, wie wir sie seit einem halben Jahrhundert nicht mehr gesehen und empfunden hatten.

Es war Deutschland, das wie ein Schulmeister Tag und Nacht in unsere Köpfe seinen höchsten Glauben an Macht hämmerte, das uns daran erinnerte, daß unser Glaube als Volk auf Gerechtigkeit ruhte.

Es war Deutschland, das uns die leiblichen und seelischen Wirkungen, innen und außen, einer autokratischen, paternalen Regierungsform zeigend, uns zum Entschluß drängte, daß die Demokratie wert war, erhalten zu bleiben, selbst wenn es uns all unseren Besitz an Schätzen und Jugend kosten sollte."

*) Where do you stand? An appeal to Americans of German origin. By Hermann Hagedorn. New York, The MacMillan Co. [illegible]

Die Jugendlichen und der Krieg

Berlin, Ende Januar. (Kölnische Zeitung.)

Der siebzehnjährige Lehrling Erwin Krüger stand Mitte Januar wegen Mordes angeklagt vor der Strafkammer des Landgerichts III in Berlin. Er hatte die alte Schreibwarenhändlerin [illegible] Jähnichen in der [illegible] Straße in ihrem Laden überfallen und Geld von ihr verlangt. Als sie ihm dieses verweigerte, hatte er mit einem Hammer auf sie losgeschlagen, bis sie tot war, worauf er die Ladenkasse beraubte und sich davonmachte. Das Gericht verurteilte ihn daraufhin, doch er bei der Vernehmung ganz zusammengebrochen schien und im ganzen einen geistig etwas minderwertigen Eindruck machte, zu sechs Jahren Gefängnis. An demselben Tage wurde in Kassel ein siebzehnjähriger Schneiderlehrling wegen Mordversuchs zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. Vor einiger Zeit begingen junge Burschen in Berlin einen Mord, um sich [illegible] anzueignen. Im April oder Mai 1917 schlugen in Berlin ein Siebzehnjähriger und ein Dreizehnjähriger einen Menschen von sechzehn Jahren tot, weil sie von ihm Verrat fürchteten wegen eines gemeinsam begangenen Diebstahls. Es kam in Berlin letzthin ein Fall vor, daß ein junger Bursche von zwanzig einen andern tötete, um sich eine feldgraue Uniform zu verschaffen, mit der er Beitreibungen ausführen wollte.

Diese Missetaten der Jugendlichen mehren sich in der letzten Zeit in Großstädten derartig, daß sie anfangen, ein charakteristisches Moment der Tagesgeschichte zu werden. Auch wenn man sich sagt, daß es die Taten von einzelnen sind, in deren Seele der verbrecherische Instinkt bereits schlummerte, ist doch vieles daran sehr auffallend. Der Uebergang von Unterschlagung und Diebstahl zu Mord und schwerem Einbruch wird heute von einem gewissen Teil der Jugend mit einer Leichtigkeit zurückgelegt, die man früher nicht kannte. Keine Hemmungen mehr! Es ist, als ob eine ganze Menge sittlicher und gesetzlicher Hindernisse wegfielen; wo wirklich nur ein ganz geringer materieller Vorteil in Aussicht steht, da greift man zum Hammer oder zum Messer. Der oben berichtete Fall des Erwin Krüger ist bezeichnend. Der junge Mensch mit seinen siebzehn Jahren war schon Reisender, Lehrling und Händler mit Schacherwaren gewesen, die er in Kommission vertrieb. Bei einem Drogisten, wo er als Lehrling war, hatte er Unterschlagungen verübt; dann hatte er einen Handel mit Gummipfropfen; um dafür Mittel zu bekommen, stahl er seinem Stiefvater, bei dem er wohnte, 150 Mark. Nach Entdeckung des Diebstahls wies ihn dieser aus dem Hause; er trieb sich zwei Tage ohne Geld und ohne Lebensmittel umher, dann faßte er den Entschluß, jemand zu berauben, und da der Laden der Schreibwarenhändlerin Jähnichen gerade in der Nähe war, trat er bei dieser ein und schlug sie nieder.

Bisweilen trifft man jetzt in Berlin in teuern Weinstuben zu vorgerückten Stunden Typen von jungen Menschen, die man früher nie dort kannte. Sie sind scheinbar gut angezogen, sorgfältig rasiert, verzehren ganz allein eine teure Mahlzeit und eine noch teurere Flasche Wein mit einem Ernst und einer Wichtigkeit, die komisch berührt, wenn man sieht, daß sie höchstens 15 oder 16 Jahre alt sind. Man sieht ihnen an, daß der Anzug noch ganz neu ist, zu neu, um ihnen zu passen, daß sie beim Prüfen der Weinkarte vor dem Oberkellner in eine leichte Verlegenheit geraten, und daß sie sich für diesen Besuch in der Weinstube „unter feinen Leuten" haben extra frisieren und rasieren lassen. Aber sie bemühen sich, Figur zu machen; sie wollen offenbar hier erst lernen, Figur zu machen. Man hält den Betreffenden für einen Lehrling oder Techniker, doch das ist ein Irrtum; er stammt aus einer Fabrik. Gelernte und technische Arbeiter werden ja überhaupt immer seltener, wie das gewerbliche Leben wohl noch lange nach dem Kriege spüren wird. Läßt man sich mit ihnen in ein Gespräch ein, so erfährt man, daß sie 100 oder 120 Mk. in der Woche verdienen, und daß sie sich daher den Wein hier leisten könnten; im übrigen sei das ja noch nicht so sehr viel, andre verdienen viel mehr. „Und man will doch von seinem Gelde etwas haben! Hier ist's ja ganz feudal!" [illegible] sie mit der Geldgleichgültigkeit erprobter Lebemänner.

Man fragt sich unwillkürlich was aus dieser [illegible] Kriegsjugend werden wird, wenn einmal das Zeitalter des leichten und flotten Verdienstes zu Ende ist, wenn der große Umschwung, der kommen muß, Tatsache wird. Bis jetzt leben sie noch alle in dem Wahn, daß das immer dauern werde, und daß die bunten, grellen Farben des überhitzten Lebens von heute sie immer begleiten müßten. Wer aber das Leben in den Wirtschaften und Dielen dieser Art gewohnt ist, der gewöhnt sich nicht leicht wieder an den grauen Alltag und an bescheidenen Verdienst; vor allem gewöhnt er sich nicht mehr an Unterordnung. Und wer die Mittel dazu nicht mehr hat, verschafft sie sich durch Unterschlagung und Diebstahl, und den weiteren Weg kennen wir dann. Daher kommt's, daß die Kriminalität der Jugendlichen in Berlin während der Kriegsjahre andauernd gestiegen ist und heute ungefähr das Doppelte der Friedenszahl beträgt.

Diese Eigentümlichkeit hatte die heutige Jugend schon vor dem Kriege — in Berlin mehr als anderswo — daß sie, sobald sie Geld verdiente, sie sich nichts mehr sagen lassen wollte. Das war das Ergebnis der ganzen Erziehung in den zehn Jahren vorher, der Sinn für das Praktische, Materielle, die der Jugend eingehämmert wurde. „Wenn ich Geld verdiene, kann ich tun und lassen, was ich will —". Das war der Glaubenssatz jedes sechzehnjährigen Berliner Jungen. Genug verdienen, daß man sich eine eigne Bude mieten konnte, damit man von den „Ollen" unabhängig würde und sich nichts mehr dreinreden zu lassen brauchte, war das nächste Lebensziel. Die Mädchen waren nicht anders. Manchmal hatte der Drang nach Unabhängigkeit bei den Mädchen sogar noch radikalere Formen, aus denen es wie ein lange unterdrückter Heißhunger sprach. Der Krieg brachte dieser Jugend zwei Veränderungen, von denen die eine schon auf einen so lange vorbereiteten und günstigen Boden stieß, daß sie sehr weittragende Folgen haben mußte. Die erste war infolge des Lehrermangels und der vielen Einziehungen die Unterbrechung aller regelmäßigen Schul- und Lehrkurse. Die zweite war, daß eine ganze Menge Minderjährige in verantwortliche Posten aufrückte, denen ihr jugendlicher Geist nicht gewachsen war. Wann hat man je bei uns eine solche Menge jugendlicher Kutscher, Kassierer, Portiers, Bankbeamte gesehen wie heute? Man nimmt, was man kriegen kann; genau geprüft werden weder Zeugnisse noch Gesichtszüge; man nimmt jede sich anbietende Kraft, die sich als irgendwie brauchbar erweist. Der Strebsame arbeitet sich dabei leicht in die Höhe, der Charakterschwache fällt. Alle aber klimpern mit dem Geld in der Tasche, das sie reichlich verdienen. Nun hat das Geld seit anderthalb Jahren seinen Wert gewaltig verändert; die Summen, mit denen man sich früher Ansehen verschaffte, zählen gar nicht mehr, für alle Genüsse muß man heute das Drei- und Vierfache bezahlen wie vor zwei Jahren. Da ist's kein Wunder, daß die Jungen an Nebenverdienst denken und jeder Verlockung zugänglich sind. Die Gelegenheiten sind so verlockend! Man hat als Postaushelfer die Tausende von Paketen vor sich, wo es scheinbar auf das Verschwinden von einigen gar nicht ankommt; man fährt als Kutscher Mehl nach einem Depot oder zu den Bäckern, man hat die Aufsicht über ein großes Lager als Lagerverwalter, wo unzählige, heute sehr kostbare Güter liegen. Auf den Viehhöfen, den Lagern, den Bahnhöfen ist heute überall Gelegenheit, sich mit nicht allzu großer Gefahr zu bereichern. Manchmal spielen Erwachsene, die auf dem Schleichhandelswege Lebensmittel suchen, selbst den Versucher und bieten den Jungen Geld, ob sie ihnen dafür nicht etwas verschaffen könnten? Ist's ein Wunder, wenn diesen ihre Selbständigkeit zu Kopfe steigt und sie von ihrer goldnen Unabhängigkeit, von der sie früher nie geträumt hätten, einen Gebrauch machen, der sie immer weiter abwärts führt? Bei manchen dieser Jungen bricht natürlich der Ehrgeiz aus, in ihren Kreisen den „Kavalier" zu spielen, den andern womöglich im Geldausgeben zu übertrumpfen. Dann ist es Ehrensache, am Sonntag mit seinem Mädel in dem und dem Weinrestaurant zu sitzen, in den Kabaretten eine anständige Zeche zu machen und Spiele mit hohen Einsätzen mitzumachen. Spaß macht das den jugendlichen Lebemännern nicht einmal immer, aber schon ernste Dichter machen die Bemerkung, daß der Neid der anderen zu den wesentlichen Bedingungen des menschlichen Glücks gehört.

Unter den Zerstreuungen, die diese heutige Jugend liebt, befinden sich sowohl Kino als Operette und Kabarett. Im Kino übt die Polizei eine Zensur, die man im ganzen als nicht überflüssig bezeichnen muß; man kann das wenigstens aus manchen früheren beschlagnahmten Filmen und aus den Schundromanen schließen, die noch immer unter dieser Jugend eifrige Leser finden. Selten sieht man diese jungen Menschen immer: bei der Arbeit, in der Straßenbahn, in den Bureaus; betrachtet man noch den Titeln der Lieblinge der Lesewelt von vierzehn bis sechzehn, so findet man bereits phantastische Ausgeburten der Kriminalistik, wie „Hans Stark, der Fliegerteufel", oder „Der Stolz der Kompagnie", oder „Ausreißer-Erzählungen". Der Mönch Rasputin ist bereits ein Lieblingsheld dieser modernen Schund- und Kriminalromane geworden. Manche von den Abenteuer- und Kriegsgeschichten reizen die Jungen, auf eigne Faust sich in das Kriegsgetümmel zu stürzen und heimlich den Weg nach der Front einzuschlagen; das kam im Anfang des Krieges häufig vor, und oft sind es nicht die schlechtesten Elemente gewesen, die dann etwas [illegible] zu den [illegible] kamen, wenn sie ihren Willen durchsetzten.

Diese Jugend kennt das normale Leben nicht mehr! Damit ist alles gesagt. Dieses normale Leben, das sich aus geregelter Schule, geregeltem Haushalt und geregelten Erholungen zusammensetzte, ist ihr nur eine Erinnerung, von der die Erwachsenen erzählen. Schon der tägliche Blick in die Zeitungen führt ihr immer wieder den Weltbrand vor Augen, der seit vier Jahren Europa durchlodert, der alle Maßstäbe verändert, in allen Staaten Umwälzungen zurückläßt. Täglich lebt sich das Gehirn dieser Jugend in Dramen ein, wie man sie seit fünfzig Jahren nicht mehr kannte, in Mord, Brand, Torpedierung von Schiffen, zerstörte Städte, vertriebene Könige, Völker in offener Revolution. Das tägliche Leben der europäischen Menschheit ist ja seit vier Jahren etwas, wogegen die Abenteurer-Romane von Karl May, die einst so hochgeschätzten, anmuten wie die Erzählungen einer alten Mamsell. Die Zeit hat dieser Jugend nicht den Heroismus und nicht die innere Spannkraft geraubt, wohl aber den Schmelz, den sonst jede Jugend hat. Es ist auf vielen dieser jungen Gesichter, deren Leben eben begonnen hat, wie ein erstarrtes Lächeln — das Lächeln von jemand, der das Bild der Medusa gesehen hat. Man denke sich das siebzehnjährige Mädchen, das vor vier Jahren in sein Mädchenalter trat, das einst mit Bällen, Gesellschaften, allen Freuden der jugendlichen Geselligkeit seinen Eintritt ins Leben feierte! Die, die heute einundzwanzig ist, hat nichts gesehen als Not und Schmerzen, war vielleicht selbst als Samariterin am Bette der Verwundeten oder hat früh den Verlust teurer Angehöriger tragen müssen. Der Junge hat früh arbeiten müssen, früh kommandieren müssen, sich in eine Menge Dinge hineinarbeiten müssen, die ihm fremd waren; er mußte an Stelle des im Felde stehenden Vaters Geld herbeischaffen. Harmlose Zerstreuungen kennt er kaum; um so mehr locken, da die Natur sich nicht unterdrücken läßt, die verbotenen. Das Lebensbild dieser Jugend hat sich ganz verschoben; sie sind dem Körper und oft auch dem Geiste nach Kinder, wirtschaften aber — in den Großstädten wenigstens — mit den Erfahrungen von Erwachsenen. Und wenn sie später einmal, wenn der Irrsinn dieses Weltkrieges vorüber ist, zu den Erwachsenen, die den Krieg überleben, sagen: „Ihr habt uns um unser Bestes betrogen, ihr waret uns eine Welt schuldig, die uns Bilder von Frieden, Glück und Harmonie zeigte, damit die Weltordnung, an die wir vertrauensvoll glaubten, wenigstens etwas gerechtfertigt wäre —!", was werden die Erwachsenen antworten können?

Teepflanzer auf Ceylon.

Ceylon verdient mit Recht den Namen einer Wunderinsel: In unerschöpflicher Fülle hat die Natur ihre reichsten Gaben über das meerumbrandete Eiland ausgestreut, dessen wertvollen Besitz die verschiedensten Nationen seit alters her erstrebten. Ward auch die Insel gelegentlich von harten Schicksalsschlägen betroffen, so sorgte die Unerschöpflichkeit ihrer Mittel schnell für einen Ersatz. Bis Ende der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts warf die Gewinnung von Kaffee die reichsten Erträge ab; da trat 1879 ein verheerender Pilz auf, der die Kaffeeplantagen verwüstete und über viele Besitzer eine schwere Krisis brachte, bis die schöpferische Natur für sie sorgte und ihnen durch den Tee eine willkommene Aushilfe bot.

Ueberall auf Ceylon kommt nämlich die Teestaude fort, und ihre Kultur wurde nun auf den erwähnten Plantagen mit solchem Erfolge gepflegt, daß die Verluste schnell eingebracht wurden. Denn 1876 betrug die Teeausfuhr Ceylons einige hundert Pfund, heute beträgt sie über hundert Millionen! Dabei verursacht der Anbau des Tees weit weniger Mühe als jener des Kaffees. Singhalesen oder Tamulen, die schlanken braunen Eingeborenen, senken die zarten Pflänzchen in die Erde, und schnell entwickeln sich die Stauden zu Sträuchern, die in langen Reihen stehen und in bestimmten Fristen beschnitten werden, so daß ihre Höhe auf zwei Fuß beschränkt bleibt. Die fortwährend hervorsprießenden frischen Knospen und Blätter werden von den geschickten Händen der eingeborenen Mädchen und Frauen gepflückt und in Körben gesammelt, worauf sie getrocknet und mit Maschinen zu kleinen Rollen gewickelt werden, wobei ihnen jegliche Flüssigkeit entzogen wird. Hierauf folgt ein mehrstündiger Gährungsprozeß und ein sorgfältiges Trocknen in besonderen Oefen, woran sich die Sortierung und Verpackung schließen, letztere in luftdicht verlöteten Blechkisten, die dann von Colombo aus ihren Weg über die ganze Erde nehmen.

— Witzige Einfälle sind die Sprichwörter der gebildeten Menschen.

— Religion ist auch Partei, und wer sich drob auch noch so unparteiisch glaubt, hält, ohn' es selbst zu wissen, doch nur seiner die Stange.

— Wahre Liebe sollte ihrem Ursprunge nach zugleich ganz willkürlich und ganz zufällig sein und zugleich notwendig und frei scheinen, ihrem Charakter nach aber zugleich Bestimmung und Tugend sein, ein Geheimnis und ein Wunder scheinen.

Die russische Kirche und der Staat.

Von Hans Vorst.

Berliner Tageblatt, 8. Febr.

Das Dekret Lenins über die Trennung von Kirche und Staat und die Säkularisierung der Kirchengüter liegt durchaus in der Logik der russischen Revolution. Jede andere Revolutionsregierung hätte über kurz oder lang zu dieser Maßregel schreiten, die konstituierende Versammlung sie beschließen müssen. Der russische Staat, in dem Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre den Ton angeben, muß die Religion als Privatsache behandeln, kann keine staatlichen Mittel zur Stärkung der Orthodoxie bewilligen. Wenn nach den Grundsätzen der Revolution der Grund und Boden als Eigentum des arbeitenden Volkes erklärt wurde, war es unmöglich, die Geistlichkeit allein im Genusse ihrer reichen Pfründen zu lassen. Auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus ist diese Säkularisierung durchaus gerechtfertigt. Die über 100 russischen Klöster bezogen schätzungsweise ein jährliches Einkommen von mehr als 90 Millionen Rubel, wobei von ihnen an produktiver Arbeit für die Allgemeinheit außerordentlich wenig geleistet, für Unterrichtszwecke noch nicht einmal eine Million Rubel verwandt wurde. Auch der russischen Kirche selbst, ihrer Vertiefung und Verinnerlichung, könnte die Trennung vom Staat nur zugute kommen.

Das Dekret Lenins enthält allerdings in der telegraphischen Fassung einige Unklarheiten. Die Staatsleistungen für gottesdienstliche Zwecke und die Gehälter der Geistlichen werden eingestellt. Gebäude und Gegenstände, die dem Kultus dienen, gehen zu kostenlosem Gebrauch an die religiösen Gesellschaften (Gemeinden?) über, die anscheinend nun für den Unterhalt dieser Gebäude und der Geistlichen zu sorgen haben werden. Aber diese religiösen Gesellschaften sollen nach dem Dekret kein Eigentum besitzen. Es ist unklar, wie sie unter diesen Umständen ihren Aufgaben nachkommen sollen. In jedem Falle sind die materiellen Interessen der Kirche, die durch die Reform betroffen werden, sehr groß. Das Staatsbudget für 1914 warf für den Etat des Heiligen Synods 52,9 Millionen Rubel aus. Darin waren freilich die Ausgaben für die kirchlichen Gemeindeschulen mit einbegriffen, die jetzt den übrigen Volksschulen gleichgestellt und weiter vom Staate unterhalten werden sollen. Das Moskauer Kirchenkonzil wollte natürlich nichts von einer Trennung von Kirche und Staat wissen. Es forderte vom Staat für den Unterhalt jedes gewöhnlichen Geistlichen 1800 Rubel jährlich, mit periodischen Zulagen von je 300 Rubel.

Um die Frage zu beantworten, wie sich die Kirche mit der neuen Lage abfinden wird, werfen wir zunächst einen Blick auf das Verhalten der Geistlichkeit während des bisherigen Verlaufs der Revolution. Noch im Jahre 1912 schrieb der damalige Bischof Nikon, Mitglied des Synods und des Reichsrats, in den „Zerkowenja Wjedomosti" („Kirchlichen Nachrichten"):

„Jedesmal, wenn Gott es fügte, daß ich Zeuge und Teilnehmer einer Begegnung mit dem Kaiser war, so erlebte ich ein besonderes Gefühl, eine mystische Stimmung. Ich glaube, daß mich die orthodoxen russischen Menschen, die den Traditionen der heimatlichen Erde mit dem Herzen ergeben sind, verstehen werden. Ich möchte sagen, ich empfand mit dem ganzen Wesen meiner russischen Seele die Vaterschaft der obersten Gewalt, welche sich in der unverbrüchlichen und deshalb unbedingten Liebe und Ergebenheit des Volkes zu seinem Zaren und derselben Liebe des Zaren-Vaters zum Volke äußert, wo jeder Gedanke an irgendeine Konstitution, an irgendeinen Vertrag des Zaren mit dem Volke als eine Blasphemie erscheint, als einer unverzeihliche Beleidigung nicht nur des Zaren, sondern auch Gottes, durch den der Zar regiert. Unsere russische Selbstherrschaft trägt einen rein religiösen Charakter ... unser Zar regiert ... als Diener Gottes, als der durch Ihn, den himmlischen Zaren, und durch Ihn allein, Bevollmächtigte: er ist unser unverbrüchlich geliebter, unser leiblicher Vater, und niemals, so lange Rußland steht, so lange es das orthodoxe Rußland ist, wird es auch nur den Gedanken an irgendeine Beschränkung seiner selbstherrlichen Gewalt zulassen."

Das wurde gesagt mehr als fünf Jahre nach der ersten Revolution und der Einberufung der Duma, und nur fünf Jahre trennten diese Worte von dem Ausbruch der zweiten, der großen Revolution, die wir jetzt erleben. Die Worte Nikons sind gewiß typisch für das Empfinden wenigstens der höheren und hohen Geistlichkeit. Sie war und ist durchaus reaktionär und stets bereit, ihren ganzen Einfluß in diesem Sinne zu verwenden. Es ist der stärkste Beweis für die elementare Kraft der revolutionären russischen Bewegung, daß der Klerus ebenso wie die reaktionären bürgerlichen Kreise, die Vertreter des großen Grundbesitzes usw. gezwungen waren, sich vollständig zu ducken und keinen nennenswerten Vorstoß gegen die Grundsätze der Revolution zu unternehmen, die ihren materiellen Interessen wie ihrem ganzen Empfinden so sehr zuwider waren.

Freilich hat der Klerus seine reaktionären Sympathien nicht ganz verbergen können. Das zeigte sich namentlich auf dem erwähnten großen Kirchenkonzil, das, eine längst gehegte Hoffnung der orthodoxen Welt, am 28. August 1917 unter Beteiligung der weißen (weltlichen) Geistlichkeit und der Laienschaft in Moskau zusammentrat. Es hat diese Hoffnung nicht gerechtfertigt. Aus ungenügend vorbereiteten Wahlen hervorgegangen, dominierten auf ihm die [illegible] Elemente noch stärker als es [illegible] der Fall gewesen wäre; [illegible] zeigte es keine schöpferische Kraft und fand um so weniger Beachtung, als es mit der politisch am stärksten bewegten Periode der Revolution zusammenfiel. Als es zusammentrat, tagte gerade die große Moskauer Staatskonferenz, und es folgte bald der Korniloffsche Aufstand. Das Konzil ließ es sich nicht nehmen, zu diesem Ereignis Stellung zu ergreifen. Die Petersburger Telegraphen-Agentur meldete damals, es habe auf dem Konzil eine „gehobene Stimmung" geherrscht und die Worte eines Teils der Redner hätten „einen reaktionären Charakter" getragen. In einem Sendschreiben an die Gläubigen sprach sich das Konzil ziemlich unverhohlen für die Korniloffschen Forderungen, Wiederherstellung der Kommandogewalt, aus und empfahl nach Kornilows Niederlage in einem Telegramm an die Regierung Kerenskis „Schonung der Besiegten". Recht deutlich kam auch die Stimmung der Hierarchen für einen Krieg bis zum siegreichen Ende zum Ausdruck. Später entschied sich das Konzil dafür, daß die Geistlichkeit in eine Agitation für die konstituierende Versammlung eintreten solle. Man wollte dafür sorgen, daß „orthodoxe, gläubige Christen" gewählt würden, die sich für „alle Prärogativen der Kirche" einsetzen sollten. Der Ausfall der Wahlen für die Konstituante mit ihrer erdrückenden sozial-revolutionär-sozialdemokratischen Mehrheit hat jedenfalls bewiesen, daß jetzt andere Mächte in Rußland stärker sind als die Kirche.

Welche Mächte das sind, kann man auch wieder aus einem Beschluß entnehmen, den das Konzil noch am [illegible] Januar dieses Jahres gefaßt hat. Es wurde den Bischöfen und der Geistlichkeit vorgeschrieben, sich nicht gutwillig in die Uebergabe der Klosterländereien an die Bauern zu fügen. Es wurde der örtlichen Geistlichkeit zur Pflicht gemacht, diejenigen, die an der Konfiskation der Klostergüter schuldig seien, mit dem Kirchenbann zu bestrafen und gegebenen Falls die ganzen Gemeinden und Dörfer in den Bann zu tun.

Diese Dinge haben anscheinend mit der Religiosität des russischen Bauern nichts zu tun. In seiner Seele ist das Bewußtsein tief eingewurzelt, daß das Land, dem natürlichen Recht nach, dem Bauern gehöre. Er gibt Gott, was Gottes ist, nimmt sich aber ruhig das, was, seinem Gefühl nach, des Bauern ist. Weil die Revolution ihm das Land übergibt, ist er für die Revolution. Es wäre daher voreilig, anzunehmen, daß die neue Verordnung Lenins eine besondere Schwächung und Gefahr für seine Stellung bedeute. Gewiß wird das Dekret Anlaß zu neuen Ausbrüchen der Entrüstung bieten. Aber die Feindschaft, die Lenin sich bei seinen Gegnern zugezogen hat, kann nicht mehr heftiger werden als sie ist. Damit hat er ein und für allemal zu rechnen, und es fragt sich nur, wie lange er sich die Gefolgschaft seiner Anhänger erhalten wird. Das aber hängt von anderen Dingen ab, als von dem Dekret über die Trennung von Kirche und Staat.

Gewiß wird in diesem Fall nicht nur die höhere, sondern auch die niedere, die dörfliche Geistlichkeit durch die Verordnung betroffen, und man könnte glauben, daß sie dadurch zu einer Schwenkung gegen die Revolution veranlaßt werden würde. Aber, daß eine Enteignung der Kirchengüter kommen würde, war schon längst für jedermann klar, und man hat gesehen, wie machtlos die Kirche gewesen ist, gegen diesen Gedanken, der mit der Revolution untrennbar verbunden war, aufzutreten. Das mag unter anderem damit zu erklären sein, daß der russische Landgeistliche, der Pope, seiner ganzen Psyche nach in sehr engem Zusammenhang mit dem bäuerlichen Milieu und dessen sozialrevolutionären Ideen steht und daher nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich nicht in der Lage ist, sich dazu in entscheidenden Gegensatz zu stellen. Wie der russische Bauer es aufnehmen wird, daß er nun allein für seine Popen sorgen soll, und welche Wirkungen diese Tatsache auf die Stellung der Geistlichkeit ausüben wird, das sind Fragen, die erst durch die Erfahrung genügend beantwortet werden können. Im ganzen aber darf man annehmen, daß sich bei der Trennung von Kirche und Staat die vom Gesichtspunkt der Revolution positiven und negativen Elemente mindestens die Wage halten werden, daß dadurch die Kräfte der Reaktion nicht gestärkt, die der Revolution jedenfalls nicht geschwächt werden können.

— Der Mensch soll in seinen künftigen Zustand nicht hineinschauen, sondern sich hineinglauben.

— Das Wesen der Liebe besteht darin, daß ich das Vergnügen der geliebten Person für das meinige, und mein Vergnügen für das ihrige halte.

— Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen nicht auf den Paradoxen dieses oder jenes Systems, sondern nach allen geistlichen und weltlichen Rechten darin besteht, daß mehrere Personen nur eine werden sollen. Ein artiger Gedanke, dessen Realisierung jedoch viele und große Schwierigkeiten zu haben scheint.